Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 65 (1978)

Heft: 7

Artikel: Ist die "Geschlechterrolle" nur anerzogen? : Ein Beitrag der Biologie zum Unterschied der Geschlechter

Autor: Kuhn, Wolfgang

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-528285

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

auf Erinnerung oder Vorstellungsvermögen, entsteht sehr schnell eine «Sperre», weil die Schüler aus mehreren Gründen Äusserungen nur ungern tun. Weitaus aktiver und dynamischer reagieren sie auf einen Sachimpuls, der in ihr Aufmerksamkeitsfeld tritt: ein Bild, zwei Tafelzeichnungen, ein kurzer Text zur Sache (vorgelesen oder an der Tafel stehend), Gegenstände, die im Zusammenhang mit dem Unterrichtsgegenstand stehen (das Arbeitsgerät des Schornsteinfegers; dieser ist Gegenstand des Unterrichts), eine «Quelle» im Geschichtsunterricht, das «Modell» im Physikunterricht, die Sandkastendarstellung im Erdkundeunterricht, der Text auf der Schallplatte im Fremdsprachenunterricht, all das sind Sachimpulse, die den Unterricht beginnen lassen oder ihn im Verlauf neu beleben, die Auseinandersetzung neu anregen.

Der Unterrichtende Lehrer ist gebeten, in seiner Planung die Konkretion dieser in aller Kürze beschriebenen Prototypen von Lernarrangements zu konkretisieren. Findet er diese nicht selbst, mögen ihm folgende Literaturhinweise, zu den gegebenen zusätzlich aufgeführt, helfen.

Literatur

M. Bönsch: Produktives Lernen in dynamisch und variabel organisierten Unterrichtsprozessen. Essen 1970.

F. Copei: Der fruchtbare Moment im Bildungsprozess. Heidelberg 1950[2].

E. Fries / R. Rosenberger: Forschender Unterricht. Frankfurt/M, 1975.

B. G. Massialas / J. Zevin: Kreativität im Unterricht. Stuttgart 1969.

H. Schmidkunz / H. Lindemann: Das forschend-entwickelnde Unterrichtsverfahren. München 1976.

H. Skowronek: Psychologische Grundlagen einer Didaktik der Denkerziehung. Hannover 1970[2].

M. Wagenschein: Ursprüngliches Verstehen und exaktes Denken. Stuttgart 1965.

– Verstehen lehren. Weinheim und Berlin 1968.

M. Wertheimer: Produktives Denken. Frankfurt/M. 1964[2].

Anmerkungen

[1] R. F. Mager: Lernziele und programmierter Unterricht. Weinheim 1974.

[2] E. Becker: Problemerörterung in der Volksschuloberstufe. Hannover 1972, S. 38 ff.

[3] R. Oerter: Psychologie des Denkens. Donauwörth 1971, S. 133 ff.

[4] H. Rumpf: Scheinklarheiten. Braunschweig 1971, S. 174 ff.

[5] M. Bönsch (Hrsg.): Funktionen und Formen von Lernmaterialien. Ravensburg 1976.

[6] M. Bönsch: Tun und Handeln als ein Weg produktiven Lernens, in: H. Ruprecht (Hrsg.): Erziehung zum produktiven Denken. Freiburg im Breisgau 1967.

[7] H. Roth: Pädagogische Psychologie des Lehrens und Lernens. Hannover .

[8] siehe das kurze Literaturverzeichnis am Ende des Aufsatzes

[9] M. Bönsch: Zielorientiertes Lernen mit Hilfe spezieller Unterrichtsmethoden. München 1974.

[10] M. Bönsch: Situationen im Unterricht. Essen 1965. –
H. Schöneberg: Situation als pädagogisches Problem. Essen 1963.

[11] H.-E. Piepho: Zum Begriff der «Situation» in der Didaktik des elementaren Englischunterrichts, in: Praxis des neusprachlichen Unterrichts, 1/1967.

Ist die «Geschlechterrolle» nur anerzogen? *

Ein Beitrag der Biologie zum Unterschied der Geschlechter

Wolfgang Kuhn

Einige Vorbemerkungen

Sie erinnern sich vielleicht an die Sondernummer unserer Zeitschrift «Gleiche Ausbildung für Knaben und Mädchen!? – Chancengleichheit für Mann und Frau!? (Nr. 13 vom 1. Juli 1977). Diese Nummer, die damals grosse Beachtung gefunden hat, war die Antwort auf eine Kontroverse, ausgelöst durch eine im Zuger Kantonsrat eingebrachte Motion, die kategorisch und ohne irgendwelche Differenzierung für Knaben und Mädchen unter

* aus: Katholische Bildung, Organ des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, Heft 1/1978, S. 6 ff.

dem Motto der Chancengleichheit einen einheitlichen Pflicht- und Freifächerkatalog forderte.
Wenn nun dieses Thema nochmals, jedoch von ganz anderer Warte aus, aufgegriffen wird, so hat dies drei Gründe: Erstens ist eine Antwort auf jene zum Teil gehässigen, zum Teil völlig unsachlichen Reaktionen auf jene Nummer, wie sie von gewissen Frauenrechtlerinnen, Feministinnen und «Emanzen» vorgetragen wurden, unbedingt nötig.
Zweitens bot mir ein Artikel, verfasst von zwei Gymnasiastinnen und publiziert in der neuesten Ausgabe des «Reflex», der Schülerzeitung der Kantonsschule Zug (vom März 1978), den Beweis, dass bereits unsere weibliche Jugend von der Idee infisziert ist, sie hätten als Mädchen und künftige Frauen ein tristes Schicksal zu tragen und seien dazu verurteilt, eine ihnen von den Männern zugedachte Rolle als Heimchen am Herd und Kindergebärerinnen zu übernehmen. Lesen Sie selbst:

«Für ein junges Mädchen ist es gar nicht so leicht, rechtzeitig zu entscheiden, ob es einen Beruf oder lieber gleich einen Mann ergreifen soll.» (aus: Aphorismen der Liebe).
Natürlich ist das heute für (fast) niemanden mehr eine Frage. Als wir aber die Schülerstatistik vom Juni 77 betrachteten, fiel uns einiges auf:
- *Typus A/B:*
  31 Maturanden, aber nur
  11 Maturandinnen
- *Typus C:*
  28 Maturanden, aber nur
  1 Maturandin
- *Handelsabteilung:*
  24 Diplomandinnen, aber nur
  4 Diplomanden
- *Typus E:*
  6 Maturanden,
  6 Maturandinnen.

Wieso gibt es so viele Mädchen in der Handelsabteilung? Wieso gibt es so wenig Mädchen im Typus C?
Sind Mädchen also fähigere Sekretärinnen und weniger geeignet für Naturwissenschaftliches?
Gelten die Vorstellungen vom logisch denkenden Mann und der intuitiven Frau noch?
Wir sind sicher nicht für etwas begabt, weil wir als Frau oder als Mann geboren wurden. Die Gründe für die verschiedenen Neigungen liegen hier: weil wir als Junge oder Mädchen geboren wurden, erzog man uns als Junge oder Mädchen, und alle Interessen, die ein «richtiger» Junge oder ein «richtiges» Mädchen angeblich haben sollten, wurden uns vorgelebt. Sobald wir aber andere Interessen haben, erscheinen wir den «richtigen» Frauen und Männern zweifelhaft. Was sind aber «richtige» Frauen und «richtige» Männer?
«richtige» Frauen sind:
häuslich, nachgiebig, bewahrend, instinktsicher, schön;
aber auch: aktiv (in Massen), selbstbewusst.
«richtige» Männer sind:
verantwortungsbewusst, selbständig, erneuernd, logisch, stark;
aber auch: zärtlich, einfühlsam.
Heute müssen wir unternehmungslustig und selbständig sein, wenn wir «richtige» Frauen sein wollen. Aber schon immer bestimmten Männer, was eine «richtige» Frau sei. Zum Beispiel muss die Frau auf die Stimmungen des Mannes eingehen, wenn «er» zärtlich sein will, muss «sie» auch zärtlich sein, wenn «er» diskutieren möchte, muss «sie» ... («... und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt ...»). Schon in unserer Kindheit werden uns die Rollen vorgeschrieben, die wir während des ganzen Lebens spielen müssen.
Wir wollen keine Rollen spielen! Sie schränken unsere Entfaltungsmöglichkeiten zu sehr ein ...»

Der Dritte Auslöser war ein Aufsatz der Wiener Künstlerin Friederike Pezold, der kürzlich unter dem Titel «Die ganze Welt feminisieren?» erschienen ist («Vaterland» Nr. 65 vom 18. März 1978). Darin wird das Problem der fast gänzlich von Männern beherrschten Kunstszene analysiert – wobei ich nicht zögern würde, die Kunstszene als pars pro toto zu nehmen. Sie beschliesst ihren Aufsatz mit folgenden Worten:

«Nicht das Geschlecht, die Geschlechter oder das Geschlechtsspezifische ist schlecht. Schlecht ist deren ungleiche Bewertung. Die Gewichte waren bisher ungleich verteilt. Das Weibliche muss einfach wieder zu einem Gewicht werden, zu einem Gegengewicht zum Männlichen, und zwar innen in jedem einzelnen Menschen und aussen, draussen in der Welt. Wenn das Weibliche plötzlich genau so viel wert ist wie das Männliche in einem, dann traut man es, sich auszuleben. Was zur Folge hätte, dass sich unsere Töchter und Söhne jeweils so männlich und weiblich entwikkeln könnten, wie sie wollen. Dann! Dieses Gleichgewicht ist aber noch nicht wiederhergestellt. Auch die Welt ist aus dem Gleichgewicht geraten. Um die Balance wieder herzustellen, müssen wir darüber nachdenken, wie wir die total maskulinisierte Welt feminisieren und wie wir ganz neue ... Wertmassstäbe setzen können.»

Wogegen ich mich wehre, ist die Tendenz gewisser Feministinnen und «Emanzen», die Unterschiede der Geschlechter zu leugnen und gewaltsam beseitigen zu wollen, weil einzig auf diesem Wege die Diskriminierung der Frau aufgehoben werden könne.
Wie falsch diese Optik ist, beweist der nachfolgende Aufsatz des Biologen Prof. Dr. Wolfgang Kuhn. *CH*

Sie sassen im dämmrigen Cutterraum des Fernsehstudios, um sich Aussenaufnahmen zur geplanten Schulfernsehsendung über Umweltschutz anzusehen: der Regisseur, die Redakteurin, der Autor und Moderator sowie natürlich die Cutterin. Auf den mehr als 20 Bildschirmen in verschiedenen Grössen erschien, schwarzweiss und in Farbe, der Uferdamm eines Flusses, auf dem ein etwa dreizehnjähriges Mädchen und zwei jüngere Buben entlangliefen. Dann sah man, wie die Kinder plötzlich stehenblieben und beratschlagten. Die Buben zogen Schuhe und Strümpfe aus, wateten in das an dieser Stelle kaum knietiefe Wasser, bückten sich hin und wieder und fischten demonstrativ allerlei gefährlichen Unrat zwischen den Steinen des Flussbetts heraus: ein verrostetes Ofenrohr, Auto-Schutzblechteile, verbogene Drähte, Blechdosen mit messerscharfen Rändern und Flaschenscherben. Das Mädchen hatte sich mittlerweile auf die grasbewachsene Böschung gesetzt, um den Buben zuzuschauen.

In diesem Augenblick wurde die gespannte Stille im Raum jählings von der lauten, erregten Stimme der Cutterin unterbrochen. «Natürlich», rief sie voller Entrüstung mit unverkennbar spöttisch-abfälligem Tonfall, «die Buben dürfen barfuss ins Wasser, das Mädchen hat sittsam am Ufer zu hocken und den Herren der Schöpfung untertänigst zuzuschauen, typisch!» Einen Moment lang war es mucksmäuschenstill, dann hörte man aus dem dunklen Hintergrund des Raumes den Autor und Moderator, seines Zeichens Biologe, trocken bemerken: «Durchaus typisch, denn Buben können sich im eiskalten Wasser so eines Gebirgsflusses schwerlich eine Eierstockentzündung holen, die ein Mädchen dieses Alters für sein Lebtag unfruchtbar machen kann!»

Dies ist keineswegs etwa eine erfundene Geschichte – sie ist aber typisch für unsere Situation. Ohne Rücksicht auf die allein zuständige Fachwissenschaft, ohne sich auch nur die geringe Mühe einer hinreichenden Information über die biologischen Fakten und Voraussetzungen zu machen, wird freiweg vom grünen Tisch über die angebliche Gleichartigkeit der Geschlechter theoretisiert. Um Tatsachen kümmert man sich lieber erst gar nicht – die haben sich gefälligst der soziologischen Gleichmacherei-Ideologie zu unterwerfen.

Ideologie zwischen «Emanzen» und «Anti-Emanzen»

Welche absolut bestimmende Rolle die jeweilige Ideologie bei der Beurteilung von Fakten spielt, zeigt auf geradezu groteske Art die konträre Wertung der gleichen Beobachtung an Kindern etwa durch Ursula *Scheu* und Esther *Vilar.* In ihrem stark linkslastigen Buch «Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht» [1] behauptet U. Scheu, die der so treffsichere Sarkasmus des Volksmundes eine «Emanze» nennt, die Unterschiede zwischen den Frauen und Männern, wie sie heute bestehen, «sind rein gesellschaftlich bedingt (ausgenommen einzig die direkt mit der Gebär- und Zeugungsfunktion verbundenen biologischen Unterschiede . . .)» [2]. Sie versteht daher unter «Befreiung der Frau» die «totale Aufhebung jeglicher geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Funktionszuweisung im Produktions- wie Reproduktionsbereich»[3]. Ihre ausschliesslich ideologisch begründete Ablehnung einer entscheidenden Bedeutung der Vererbung, ja der gesamten biologischen Faktoren, die den Unterschied der Geschlechter ausmachen, teilt Esther *Vilar.* Auch für sie ist die Geschlechterrolle anerzogen oder, wie der Titel ihres bekannten Buches mit entwaffnender Deutlichkeit verrät, zumindest beim Mann «andressiert»[4]. Aber die «Anti-Emanze», wie der Volksmund nicht minder treffend die Verfasserin des «dressierten Mannes» genannt hat, gibt interessanterweise eine ganz andere Erklärung dafür, warum kleine Jungen nicht mit Puppen spielen dürfen, als ihr Widerpart *Scheu.* Sie sollen keinesfalls im Umgang mit Puppen als den Abbildern von Menschen auch nur im identifizierenden Spiel die Erfahrung machen, dass man Menschen manipulieren kann. Andernfalls würden sie als das unterdrückte Geschlecht später einmal merken, wie sie selbst manipuliert und dressiert werden! Bei Ursula *Scheu,* die nach ihren eigenen Angaben «jahrelang an einem marxistisch orientierten Institut der Freien Universität als Assistentin gelehrt und geforscht» hat, liest sich das freilich anders. Kleine Jungen dürfen, so behauptet sie nicht

minder lapidar, deshalb nicht mit Puppen spielen, weil ihnen möglichst von Anfang an alles Weibliche als minderwertig zu gelten habe – und kleine Mädchen zwingt diese böse kapitalistische Gesellschaft zum Spielen mit Puppen, um sie schon früh in die Rolle der dienenden Hausfrau und Mutter hineinzuzwingen.
Für die Unbekümmertheit, mit der hier – um Wilhelm *Busch* zu zitieren – «nicht sein kann, was nicht sein darf», einfach ignoriert wird, was nicht in die soziologische Theorie hineinpasst, spricht wohl nichts deutlicher als die Tatsache, dass die Verfasserin in ihrem stolzen Literaturverzeichnis von neun enggedruckten Seiten nicht ein einziges Werk eines unserer bedeutendsten Verhaltensforscher nennt! Ist es doch gerade die Verhaltensforschung, die wie etwa durch die minutiöse Forschungsarbeit von I. *Eibl-Eibesfeldt*[5], mit naturwissenschaftlicher Akribie den so entscheidenden Anteil des Ererbten an der «Geschlechterrolle» nachgewiesen hat (s. u.).

Der genetische Unterschied zwischen Frau und Mann

Nicht einmal die Marxistin U. *Scheu* kann allerdings leugnen, dass jeder der rund 50 Billionen Körperzellen, darunter selbstverständlich auch jede der insgesamt fast 15 Milliarden Gehirnzellen, bei der Frau völlig andersartig ist als beim Mann. Über dieses Faktum entscheidet ja nicht irgendein Dogma der Klassiker Marx, Engels oder Lenin, sondern dies hat allein die Wissenschaft der Genetik zu erforschen, ohne es verändern oder deuteln zu können.
Jedes Schulkind lernt heute, dass die Geschlechtsdetermination im Augenblick der Befruchtung einer Eizelle erfolgt. Die unbefruchtete, haploide Eizelle enthält als Geschlechtschromosom ein X-Chromosom, die ebenfalls haploide männliche Spermie entweder ein X- oder ein Y-Chromosom. Es sind demnach zwei Kombinationen in der ersten diploiden Zelle, der befruchteten Eizelle, möglich: XX oder XY. Alle aus dieser Eizelle durch fortgesetzte Teilung hervorgehenden Körperzellen, ob Muskel-, Drüsen-, Haut-, Nerven- oder Knochenzellen usw. enthalten dadurch eine dieser beiden möglichen Chromosomenkombinationen: bei der Frau XX, beim Mann XY. «Dieser Unterschied zwischen Mann und Frau spielt bei der Geschlechtsbestimmung eine Rolle. Man stellt sich vor, dass auf dem X-Chromosom Informationen lokalisiert sind, die in doppelter Dosis – denn es sind ja zwei Chromosomen vorhanden – eine weibliche Geschlechtsentwicklung einleiten, während das Y-Chromosom genetische Informationen trägt, die für die männliche Geschlechtsentwicklung verantwortlich sind»[6].

Die *entscheidende Bedeutung der Geschlechtschromosomen* wird auch aus den schwerwiegenden Folgen ihrer abnormen Häufigkeit ersichtlich, wie sie Störungen während der Zellteilung bewirken können. So besitzen die sogenannten Klinefelter-Individuen nicht, wie der gesunde Mann, 46 Chromosomen in jedem Zellkern, sondern 47, also eines zuviel, und dieses eine ist ein X-Chromosom. Die Konstellation der Geschlechtschromosomen der Klinefelter-Patienten ist also statt XY (gesunder Mann) XXY. Sie unterscheiden sich von gesunden Männern durch Hochwuchs, mehr oder weniger deutlichen Schwachsinn und unterentwickelte männliche Geschlechtsmerkmale (Klinefelter-Syndrom). Man kann unter hunderttausend Menschen mit etwa 125 Klinefelter-Patienten rechnen. Von verschiedenen Autoren werden übereinstimmend nach eingehenden Untersuchungen folgende Charaktermerkmale der Klinefelter-Patienten genannt: mangelnde Ich-Stärke, schwache Begabung, infantiles Gefühlsleben und Abhängigkeitsbedürfnis, übermässige sensitive Reizbarkeit, Hilflosigkeit, selbstunsicheres Verhalten, Wunsch nach Passivität, starkes unbefriedigtes Kontaktbedürfnis, ausgeprägte Neigung zur Regression bei mehr weiblicher Orientierung[7]. Bei ungefähr der Hälfte aller Fälle findet man eine weibliche Strukturierung, und 54 Prozent von ihnen kommen mit dem Gesetz in Konflikt. Zweifellos besteht eine Beziehung zwischen der erhöhten Häufigkeit von Kriminalität und psychopathologischen Befunden in der Gruppe der XXY-Probanden und dem Extra-X-Chromosom, das diese Probanden haben[8]. Auch bei Jungen mit der abnormalen Geschlechtschromosomen-Konstellation XYY kommt es zu Verhaltensstörungen mit einem Höhepunkt in der Pubertät, die sich z. B. in

einer Häufung von Eigentumsdelikten äussern[9]. Auch die XYY-Patienten zeichnen sich äusserlich durch übermässige Körpergrösse aus (der bisher grösste Proband erreichte 2,27 m!), vermutlich, wie auch beim Klinefelter-Patienten, durch einen verspäteten Epiphysenschluss infolge gestörter Pubertätsentwicklung. Als Charaktermerkmale der XYY-Patienten werden Haltlosigkeit, unrealistische Lebenseinstellung, unsoziale emotionale Haltung, mangelhafte Intelligenz und Unfähigkeit, selbst geringste Frustrationen zu ertragen, genannt. Die Tatsache, dass unter den kriminellen Schwachsinnigen das XYY-Syndrom häufiger gefunden wurde, veranlasste zu der Vermutung, dass das überzählige Y-Chromosom als verstärkter männlicher Faktor eine erhöhte Neigung zur Aggressivität bedingt. Auch im weiblichen Geschlecht kommt es zu einer Erhöhung der Geschlechtschromosomenzahl. Die Chromosomenkonstellation XXX (statt, wie bei der gesunden Frau, XX) führt allerdings nicht zu einer Verstärkung typisch femininer Körpermerkmale und Charaktereigenschaften, sondern zum Schwachsinn. Der Intelligenzquotient der XXX-Patientinnen liegt im Durchschnitt unter 50[10].

Auch in der *geschlechtsspezifischen Anfälligkeit bestimmten Krankheiten gegenüber* kommt der genetische Unterschied – verankert im Steuerzentrum aller Zellfunktionen, dem Zellkern – deutlich zum Ausdruck. So sterben Männer zehnmal häufiger an bösartigen Geschwülsten der Verdauungsorgane als Frauen, wohingegen Frauen ein fast zwanzigfach höheres Risiko gegenüber Männern haben, an einer Harnwegserkrankung zu leiden, die zu Nierenversagen führt. Im männlichen Geschlecht tritt Angina pectoris weitaus häufiger auf als im weiblichen, ebenfalls der Herzinfarkt, Luftröhrenerkrankungen, Lungentuberkulose, Magen- und Darmerkrankungen (ausgenommen die chronische Blinddarm-Wurmfortsatzentzündung, die im weiblichen Geschlecht überwiegt) sowie chronische Lebererkrankungen, vor allem Leberzirrhose. Im weiblichen Geschlecht treten dagegen bevorzugt Gallenerkrankungen auf, Kropf, Schilddrüsenüberfunktion, Unterfunktion der Nebenschilddrüsen (Tetanie), Eisenmangel-Anämie, chronischer Gelenkrheumatismus, Multiple Sklerose und vegetative Dystonie. Wie wenig diese unterschiedliche Verteilung von Krankheiten auf die beiden Geschlechter mit «Weiblichkeitsdrill» oder «Männlichkeitsdrill» zu tun hat, das zeigen die Ursachen der sehr viel geringeren Herzinfarkt- und Arteriosklerosegefährdung der Frauen. Durch ihre Monatsregel z. B. wird die Elastizität des Kreislaufsystems, das sich ja in periodischem Wechsel umstellen und teilweise regenerieren muss, gewissermassen dauernd trainiert!

Keimdrüsen beeinflussen die Psyche

Von dem primären Unterschied im Chromosomensatz hängt die Ausbildung der Keimdrüsen und damit auch die anteilsmässig unterschiedliche Produktion weiblicher wie männlicher Geschlechsthormone ab. Gerade aus der an sich überraschenden Tatsache, dass jedes Geschlecht auch die spezifischen Hormone des anderen erzeugt, geht deutlich hervor, welche entscheidende Rolle diese *Hormone* spielen. Bereits der griechische Philosoph *Empedokles* behauptete fast ein halbes Jahrtausend vor Christus, die «Beschaffenheit der Seele» sei durch die Zusammensetzung des Blutes bedingt – und da die Hormone auf dem Weg über den Blutkreislauf als «Botenstoffe» und Biokatalysatoren ihre Wirkung entfalten, dürfen wir ihm heute weitgehend zustimmen. Schon im Altertum war ja bekannt, dass man durch Kastration, durch Entfernen der Keimdrüsen, aus dem wilden Stier den gefügigen Zugochsen, aus dem ungebärdigen Hengst den zahmen Wallach machen kann. Zweifellos hat das Vorhandensein der männlichen Geschlechtshormone also etwas mit dem Grade der Aggressivität zu tun, die mancher Soziologe heute allein als Produkt der «Frustration» ansehen möchte, provoziert ausschliesslich durch die Umweltverhältnisse oder das «Milieu».
Nicht allein das erste Aktivwerden dieser Hormone mit Eintritt der Pubertät beweist durch damit einhergehende tiefgreifende Veränderungen im Empfinden wie auch im Denken ihre Bedeutung, sondern gleichermassen auch die bekannten Folgeerscheinungen des Klimakteriums. Auch das Nachlassen der hormonalen Keimdrüsenfunktion in den Wechseljahren ist – wiederum bei beiden Geschlechtern auf durchaus spezi-

fische Weise! – von spürbaren psychischen Veränderungen begleitet. Die Spezifität der Keimdrüsenhormone äussert sich besonders dann auffallend, wenn der Anteil des Fremdgeschlechtlichen überdurchschnittlich erhöht ist.

In *Tiersozietäten* lässt sich – auch experimentell – nachweisen, dass ein Mehr oder Weniger in der Produktion des männlichen Hormons massgebend für die soziale Einstufung ist. Das Tier mit dem höchsten Anteil an männlichen Hormonen, der Hahn, wird als Herrscher des Hühnerhofes unumschränkt von allen Hennen anerkannt, aber er verliert sofort diese beherrschende Stellung, wenn ihm die Keimdrüsen entfernt werden! Dann sinkt er in der sozialen Rangordnung noch unter die Stellung der Hennen, denn deren «Pickordnung» gründet auf der Erzeugung des Hennenkörpers an fremdgeschlechtlichem, männlichem Hormon. Je grösser der Anteil an männlichem Hormon im Blutkreislauf einer Henne ist, um so höher steht sie innerhalb dieser Pickordnung. Wird einer Henne gar männliches Hormon eingespritzt, nimmt sie sogleich die erste Stellung in dieser sozialen Stufenleiter ein und wird damit zum Alphatier. Zum gleichen Ergebnis kam man durch entsprechende Untersuchungen über die «Beissordnung» in Pferde-Sozietäten. Speziell mütterliches Verhalten konnte z. B. bei einer Rhesusäffin, die weder trächtig noch Kindesmutter war, ausgelöst werden, indem man ihr eine Laktationshormone enthaltende Hirnanhangdrüse operativ in das Körpergewebe einsetzte. «Was geschah? Füllten sich daraufhin ihre Brustdrüsen mit Milch? Das war unmöglich, denn das Milchbildesekret vermag nur auf Zellen von Wöchnerinnen zu wirken. Ein ganz anderes, und zwar szenisches Schauspiel vollzog sich: Der Affe betreute so lange, bis das Implantat aufgesaugt war, ein Meerschweinchen nach Art einer Mutter und drückte es . . . wie zum Stillen zärtlich an die Brust. Wohlgemerkt, nur solange das Tier unter dem Einfluss des Wirkstoffes stand, hielt seine mütterliche Betreuung vor»[11]. Dieses Experiment demonstriert auf überzeugende Weise, dass die «Mutterrolle» keineswegs durch «gesellschaftiche Repression» aufgezwungen wird, sondern die mütterlichen Betreuungs- und Pflegereaktionen im Zentralnervensystem gewissermassen – wie wir das auch von anderen Instinkthandlungen wissen – auf «Abruf» bereitliegen und durch die spezifischen weiblichen Hormone ausgelöst werden.

Freilich: man kann und darf solche Ergebnisse von Tierversuchen nicht einfach auf den Menschen übertragen. Eine Menschenmutter betreut ihr Kind niemals nur «instinktiv». Dennoch kann heute wohl nicht mehr ernsthaft daran gezweifelt werden, dass die *Prägung der Persönlichkeit* weitgehend von dem Anteil an fremdgeschlechtlichem Hormon abhängt. Die Skala der Erscheinungsbilder (Phänotypen) reicht – über das «physiologische», gesunde Mass hinaus – vom Mannweib bis zum weibischen Mann. Dabei kann der Akzent sowohl auf den körperlichen wie – interessanterweie unabhängig davon – den seelischen Sexualcharakteren liegen. Daher ist es durchaus möglich, dass eine in ihrem Phönotypus wie auch ihrem Sexualempfinden «weibliche» Frau ausgesprochen männliche Charakterzüge aufweist und umgekehrt. Eine entsprechende Differenzierungshöhe des Gehirns vorausgesetzt, scheint das männliche Hormon ein Aktivator für besondere geistige Produktivität und Genialität zu sein.

Daher zeigen z. B. viele berühmte Frauen der Weltgeschichte in ihrem Phänotyp ausgeprägt männliche Züge. Über Katharina II. von Russland berichtet ihr Biograph, dass sie schon als Kind Puppen geradezu verabscheute, während es ihr liebstes Spiel war, Vögel mit Brotkrumen anzulocken, mit Pfeil und Bogen zu erlegen und sich dann diese Beute an den Gürtel zu hängen. Später vernachlässigte sie ihr Äusseres, ritt in Männerkleidern im Herrensitz – für die damalige Zeit eine Provokation! – und sprach mit einer auffallend tiefen Stimme. Zeitlebens zeigte sie sich weniger dem Gefühl als vielmehr dem berechnenden Verstand zugewandt.

Die Französin Aurora Dudevant lief als junge Frau ihrem Mann und ihren beiden Kindern davon, kleidete sich wie ein Mann und wurde unter dem männlichen Pseudonym George Sand eine der hervorragendsten Schriftstellerinnen ihres Landes. Bei Annette von Droste-Hülshoff äusserte sich der

hormonal bedingte Wunsch nach eigener, gelebter Männlichkeit mehr auf rein geistigem Gebiet, wenn sie in einem ihrer Gedichte klagt:

«Wär ich ein Jäger auf freier Flur
Ein Stück nur von einem Soldaten
Wär ich ein Mann doch mindestens nur . . .»

Sowohl die physiologischen, die normalen, wie auch die aussergewöhnlichen Beispiele für den entscheidenden Einfluss spezifisch weiblicher und männlicher Hormone auf die Prägung der Persönlichkeit zeigen, wie irrig die Meinung ist, die biologischen Unterschiede zwischen Frau und Mann beschränkten sich lediglich auf die Genitalfunktionen, und alles andere sei gesellschaftsbedingt, einzig «Resultat der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen den Geschlechtern» [12]. Nicht nur die Ausbildung spezifischer Geschlechtsorgane sowie der entsprechenden sekundären somatischen Geschlechtsmerkmale ist ja durch die Unterschiede im Genotyp im Kern einer jeden Körperzelle von Anfang an determiniert. Ebenso wird die weibliche oder männliche «Rolle» von diesem spezifisch weiblichen oder männlichen Genotyp bedingt, wenn auch freilich nicht in gleichem Ausmass streng determiniert. Denn der Mensch ist ja nicht nur Natur-, sondern zugleich auch Geist-Wesen. Ja, seine «eigentliche Natur» ist die Kultur (Eibl-Eibesfeldt), die er kraft dieses seines Geistes selbst geschaffen hat. Daher darf und kann die Persönlichkeitsprägung des Menschen nicht ausschliesslich biologisch gesehen werden. Wie stark der prägende Einfluss durch geistige Prozesse und Motivationen, durch Erfahrungen, Erlebnisse, Erziehung, durch Weltanschauung und Religion ist, das hat – neben zahllosen historischen Beispielen! – gerade die biologische und medizinische Forschung selbst bewiesen. So gelingt es beispielsweise nicht, durch Behandlung mit Hormonen eine homosexuelle Fixierung auf das eigene Geschlecht zu beeinflussen. Sie verstärkt allenfalls den Trieb, aber sie vermag nicht, seine Richtung zu verändern, *die zum Beispiel durch ein Erlebnis in früher Kindheit festgelegt wurde.*

Konstitutionsunterschiede zwischen Frau und Mann

Der bekannten Tatsache, dass man billigerweise von beiden Geschlechtern nicht die gleichen körperlichen Leistungen erwarten kann, tragen seit jeher die recht unterschiedlichen Anforderungen im Leistungssport Rechnung. Sie dokumentieren zudem, dass «Umwelteinflüsse» im weitesten Sinne – hier speziell das Training – die tiefgreifenden Unterschiede in der Konstitution niemals beseitigen oder aufheben können.

Ein besonders aufschlussreiches Beispiel für die rein *theoretisch-ideologische Fehleinschätzung* bestimmter geschlechtsspezifischer Leistungsunterschiede bietet der kritische Vergleich von Aussagen über das *Mädchenturnen.* So stellt U. *Scheu* die Bevorzugung von Geschicklichkeits- und Bewegungsspielen sowie der Gymnastik durch Mädchen als ausschliessliche «Folge des Weiblichkeitsdrills» dar: «Diese Frauen angeblich angeborene Grazie und grössere Zartheit in den Bewegungen, ihre Geschicklichkeit ist nichts anderes als das Resultat systematischer Übungen von klein auf in eben diesen Bereichen» [13]. Mädchen, so behauptet sie, wird nur eine «infantile» Art von körperlicher Ertüchtigung zugebilligt. So dienen angeblich die spezifischen Mädchenspiele und gymnastischen Übungen lediglich dazu, Mädchen früh in das einzuüben, «was sie später als Frauen in Haus und Beruf auszuführen und hinzunehmen haben: Monotonie und repetitive Tätigkeiten . . .»[14]. Für den Biologen, der – im Gegensatz zum Sozioideologen – in der beneidenswerten Lage ist, zum Beweis seiner Aussagen jederzeit nachprüfbare Fakten und Messwerte angeben zu können, stellen sich die Zusammenhänge freilich ganz anders dar. Der weibliche Körper scheint in der Tat aus anatomischen Gründen für grazile Bewegungsabläufe geradezu prädestiniert. Da sein Brustabschnitt der Wirbelsäule kürzer ist als beim männlichen Körper und das breitere Becken zugleich auch flacher, wird das «Knochenfenster» zwischen Brustkorb und Becken relativ grösser. Dadurch erhöht sich die allseitige Beweglichkeit der längeren Lendenwirbelsäule: eine geradezu ideale Voraussetzung für geschmeidige Rumpfbewegungen bei gymnastischen

Übungen, beim Eiskunstlauf, Turnen an Stufenbarren, Bodenturnen, bei Ballspielen, Ballettanz usw. Die Vergrösserung des Lendenwirbelsäulen-Abschnittes und damit des Bauchraumes stellt, zusammen mit dem flachen und breiten Becken, eine für das weibliche Geschlecht spezifische biologische Anpassung an die potentielle Schwangerschaft dar. Man könnte geradezu von deren anatomischer «Vorberücksichtigung» sprechen. Mit einem angeblichen «Weiblichkeitsdrill» dagegen hat sie absolut nichts zu tun!

Allen ideologischen Anstrengungen um die Gleichmacherei stehen auch folgende biologische Fakten entgegen: Die durchschnittliche Körperlänge der Frau bleibt 10–12 cm unter der des Mannes. Ihr Fett-Anteil am Gesamtkörpergewicht liegt bei 25–30 Prozent, während er beim Mann etwa 10–18,2 Prozent ausmacht. Umgekehrt verhält es sich mit dem Muskelanteil. Bei der Frau liegen hier die Werte zwischen 25 und 35,8 Prozent, beim Mann zwischen 40 und 41,8 Prozent. Doch nicht allein dieses Verhältnis zwischen aktivem Bewegungsapparat und zu bewegender Körpermasse ist bei der Frau – im Hinblick auf Leistungssport – ungünstiger als beim Mann. Es hat sich nämlich gezeigt, dass 1 cm^2 Querschnittsfläche der weiblichen Muskulatur nur etwa 75 bis 80 Prozent der Kraftleistung aufzubringen vermag, die der gleiche Querschnittsanteil männlicher Muskulatur erzielt. Daher bleibt die Muskelkraft der Frau insgesamt um 30 bis 40 Prozent unter der des Mannes. Dass an dieser Tatsache auch ein entsprechendes Training nichts zu ändern vermag, ist der wohl schlagendste Beweis gegen die Ideologie von einer mangelnden sportlichen Ausbildung der Mädchen als alleiniger Ursache ihrer geringeren Muskelkraft. Im Gegenteil haben sorgfältige sportmedizinische Untersuchungen zeigen können, dass durch gleiches Training beim Mann das Muskelgewebe einen Kraftzuwachs von 5,8 Prozent, bei der Frau dagegen lediglich einen von 3,9 Prozent des Ausgangswertes erfährt. Am Ende eines gemeinsamen Trainings ist also die Muskelleistung der Frau, verglichen mit der des männlichen Partners, sogar geringer geworden. Die weibliche Muskulatur bringt jetzt nur noch 43–47 Prozent der männlichen Kraftleistung zustande, während es vor dem Training immerhin 53–60 Prozent waren!

Dieser Leistungsabfall wird jedoch auch mitverursacht durch eine allgemeine raschere Ermüdbarkeit des weiblichen Organismus. Frauen haben in jedem Kubikmillimeter Blut durchschnittlich eine halbe Million weniger rote Blutkörperchen (4,5 Mio) als Männer (5 Mio). Dies bedingt eine wesentlich kleinere Sauerstoff- wie Stoffwechselendprodukte transportierende Gesamtoberfläche des Blutes, wobei auch noch der geringere Eisengehalt – beim Mann 100–120 y, bei der Frau nur 80–100 y pro Gramm Serum – eine Rolle spielt (1 y = ein millionstel Gramm). Es tritt also schneller Mangel an Sauerstoff im Muskelgewebe ein, und die steigende Konzentration an Stoffwechselendprodukten in Blut und Gewebe stört ebenfalls die normale Funktion und führt zu Ermüdungserscheinungen. Da auch das Herzgewicht der Frau, bezogen auf das Gesamtkörpergewicht, geringer ist als das des Mannes, gelangt pro Herzschlag (Systole) auch nur eine geringere Blutmenge in Lunge und Körper. Beim trainierten Sportler können das maximal 37 Liter Blut pro Minute sein, bei der trainierten Sportlerin dagegen nur maximal 25 Liter. Ein Ausgleich kann also bei der Frau nur durch Erhöhung der Herzschlagfrequenz erfolgen, was eine raschere Abnutzung des Organs, schnelleres Ermüden und langsameres Erholen zur Folge hat.

Für die Atmung gilt das gleiche. Die kürzere Brustwirbelsäule und damit der kleinere Brustkorb der Frau bedingt auch hierin beträchtliche Unterschiede bei beiden Geschlechtern. Die Atmungsorgane der Frau sind, bezogen auf den Gesamtkörper, um etwa ein Fünftel geringer entwickelt als beim Mann. Infolgedessen wird auch die in die Lunge eingesogene Luft auf andere Weise ausgenutzt. Um dieser Atemluft einen Liter Sauerstoff zu entziehen, muss eine Frau 24,5 Liter Luft veratmen, ein Mann dagegen nur 20,6 Liter. Schon äusserlich betrachtet überwiegt bei Männern die Zwerchfell- oder Bauchatmung (Einatmen durch Senken des Zwerchfells), bei der vorwiegend die unteren Lungenpartien ventiliert werden. Bei den Frauen dagegen – und auch hierbei sind

wiederum die besonderen Belastungen des weiblichen Organismus während der Schwangerschaft «vorberücksichtigt» – überwiegt die Brustatmung (Einatmen durch Heben des Brustkorbes) mit bevorzugter Ventilation der oberen Lungenabschnitte.
Nicht allein die Muskulatur als aktiver Bewegungsapparat, auch das Skelett als der passive Bewegungsapparat des Körpers ist bei Frauen weniger kräftig ausgebildet als bei Männern. So erfolgt z. B. ein Zerknikkungsbruch durch Zusammenschub in der Längsrichtung bei Röhrenknochen des Mannes erst unter erheblicher Mehrbelastung als bei den entsprechenden Knochen der Frau:

Schlüsselbein:	Bei Frauen	mit 126 kg
	Bei Männern	mit 192 kg
Speiche:	Bei Frauen	mit 220 kg
	Bei Männern	mit 334 kg
Femurhals:	Bei Frauen	mit 506 kg
	Bei Männern	mit 815 kg [15]

Zusammenfassend lässt sich nach diesen biologischen Befunden sagen: der Mann ist nicht etwa nur durch eine irgendwie gesellschaftlich erzwungene Rollenfixierung, sondern bereits durch die Beschaffenheit seines passiven und aktiven *Bewegungsapparates,* seiner *Kreislauf- und Atmungsorgane* eindeutig zu grösserer, schwererer körperlicher Arbeit, Anstrengung und Dauerleistung geeignet als die Frau. Dass er «hinaus muss ins feindliche Leben», ist kein «gesellschaftlich bedingtes Privileg», sondern weitgehend biologisch vorangelegt. Die Rolle der Frau ist, biologisch gesehen, keinesfalls die einer Schwer- und Schwerstarbeiterin. Von Natur aus, nicht durch soziologische Zwänge der sogenannten kapitalistischen Gesellschaft, sind ihr andere, auch biologisch schon wichtigere Aufgaben vorbehalten, als die Traktoristin, «Bergfrau», Schmiedin oder dergleichen in einem fragwürdigen «Paradies der Arbeiter und Bauern» zu sein.

Der Beitrag der Verhaltensforschung zur Aufklärung der «Geschlechterrolle»

Insbesondere durch die kulturvergleichende Interaktionsforschung hat die vergleichende Verhaltensforschung viel zur Klärung dessen beigetragen, was in den Geschlechterrollen angeboren und was darin erlernt (oder, in der Ideologensprache, durch «Weiblichkeitsdrill» bzw. «Männlichkeitsdrill» anerzogen) ist. Von besonderem Interesse sind hierbei die geschlechtsspezifischen Spielinteressen bei den Kindern primitiver Völkerstämme wie beispielsweise der Buschleute, Himba, Eipo und anderer, die I. *Eibl-Eibesfeldt* und seine Mitarbeiter untersucht haben [16]. Wichtig ist, dass bei diesen Menschengruppen keinerlei «gesellschaftlicher Zwang» ausgeübt wird auf die Kinder, also keine Geschlechterrolle bewusst eingeübt oder gar aufoktroyiert wird. *Sbrzesny* stellte z. B. fest, dass bei den Buschleuten vor allem Männer ritualisierte Kampf- und Wetteiferspiele zum harmlosen Ausleben ihrer natürlichen Aggressionen entwickelt haben, während bei Frauen die Tanzspiele (11 gegenüber 3 Männern!) eindeutig vorherrschen. Nur Jungen spielen Jagen, ausschliesslich Mädchen mit Puppen. Die Kinder identifizieren sich dabei jeweils mit dem gleichgeschlechtlichen erwachsenen Elternteil – und zwar völlig freiwillig, ohne den geringsten Zwang seitens der Älteren. P. *Draper* stellt in ihren Untersuchungen über die Geschlechterrolle bei den Buschleuten fest: «Die Geschlechtsunterschiede, die ausgedrückt werden, sind offensichtlich das Ergebnis von unterschiedlichen Entscheidungen, die Mädchen und Knaben selbst treffen. Ich konnte bei den Erwachsenen keinerlei Einstellungen oder Werte finden, die das Verhalten der Kinder beeinflusst haben könnten» [17]. Diese Aussage bestätigen besonders überzeugend Beobachtungen über das spezielle technische Interesse der Buschmann-Jungen, die noch nie zuvor irgendwelche technischen Geräte gesehen hatten und nun zum erstenmal in ihrem Leben mit dem Schubkarren, Wagen usw. in Berührung kamen, die das Forscherteam mitgebracht hatte.

Auch in den von H. *Sbrzesny* untersuchten *Zeichnungen* der Mädchen und Jungen kam dieses von den Erwachsenen gänzlich unbeeinflusste geschlechtsspezifische Interesse deutlich zum Ausdruck. Es zeichneten:

Horden- und Buschtiere	M 7,3 %	J 29,8 %
Blumen	M 23,7 %	J. 8,0 %
Technik (Wagen, Flugzeug)	M 1,2 %	J 19,5 %
Haus, Hütte	M 23,6 %	J 9,5 %

Menschen (insges.)	M 30,4 %	J 23,9 %
Haushaltgegenstände	M 6,0 %	J 0,3 %

M=Mädchen J=Jungen

Nicht minder aufschlussreich sind entsprechende Untersuchungen über geschlechtsspezifische *Spielinteressen* bei den Buschmannkindern. *Sbrzesny* konnte folgende Spielverteilung feststellen:

Spielerisches Verfolgen, Balgen	M 6,25 %	J 16,55 %
Experimentierspiele	M 4,16 %	J 45,00 %
Kampf- und Wetteiferspiele	M 0,00 %	J 15,00 %
Melonen-Tanzspiel	M 56,25 %	J 0,00 %
Melonen-Steinspiel (Geschicklichkeitsspiel)	M 16,55 %	J 0,00 %
Puppenspiel	M 12,50 %	J 0,00 % [18]

Bei südamerikanischen Indianern sind die Spiele der Buben nach *Eibl-Eibesfeldt* meist Vorübungen für den Kriegsfall und die Jagd. Sie schiessen mit harmlosen Spielpfeilen aufeinander und lernen dabei die Taktik des Ausweichens. In diesem Zusammenhang ist es auch bemerkenswert, dass diese kulturenvergleichenden Untersuchungen schon bei Kindern eine deutlich höhere Aggressivität des männlichen Geschlechts nachweisen konnten – nicht etwa, weil aggressive Akte als unweiblich bei Mädchen durch «gesellschaftliche Repressionen» unterdrückt würden, sondern weil diese geschlechtsspezifischen Unterschiede naturgegeben sind.

Geschlechterrollen – evolutionsbiologisches Erbe

Die Bedeutung dieser biologischen Unterschiede der Geschlechter, vom Knochenbau bis hin zu den jeweils bevorzugten Verhaltensweisen, Spielen und überwiegenden Interessen, wird vollends klar, wenn wir den Menschen als ein historisches Wesen betrachten. Ja, dass der Mensch das einzige Lebewesen mit «geschichtlicher Daseinsart» *(Portmann)* überhaupt ist, gehört zu den wesentlichen Kriterien seiner Sonderstellung unter allen Geschöpfen. Organische Anpassungen an die Umweltverhältnisse benötigen zu ihrer allmählichen Herausdifferenzierung und Vervollkommnung recht lange Zeit, und sie bleiben als im Genotyp verankerte Artmerkmale erhalten, auch wenn sich die sehr viel schnellebigeren kulturellen Umweltverhältnisse inzwischen beträchtlich gewandelt haben. «Wenn wir Menschen überhaupt an eine Lebensweise biologisch angepasst sind», schreibt I. *Eibl-Eibesfeldt*, «dann sicher an jene des altsteinzeitlichen Jägers und Sammlers, denn diese Lebensweise haben unsere Ahnen zwei Millionen Jahre lang bis zur wenige Tausend Jahre zurückliegenden neusteinzeitlichen Revolution geführt»[19]. Nur etwa 6000 Jahre sind seit dieser «neusteinzeitlichen Revolution» vergangen, und sie genügten keineswegs, um des stammesgeschichtlichen genetischen Erbes von zwei Millionen Jahren verlustig zu gehen. Immer noch äussert es sich machtvoll z. B. in der typischen Angst des «Tagwesens» Mensch vor der Nacht und dem Dunkel sowie dem Zurückschrecken des waffenlosen Gejagten vor dem roten Blut. Schwarz und rot sind auch heute noch Schreckfarben für uns und werden unbewusst auch als solche verwendet – vom zurückschreckenden roten Verkehrsampellicht oder Bremslicht bis zu den roten Fahnen oder schwarzen Uniformen (Hitlers SS!) besonders aggressiver und intoleranter Politideologien. Mit derartigen ausserordentlich interessanten Archaismen des Menschen, den «Wildheitsqualitäten des homo sapiens», seiner genetisch «unbewältigten Vergangenheit» beschäftigt sich die Paläoanthropologie, auf deren Ergebnisse hier im einzelnen nicht näher eingegangen werden kann[20].

In der altsteinzeitlichen (paläolithischen) Jägerhorde war eine Arbeitsteilung der Geschlechter lebensnotwendig. Die stärkeren, vitaleren und ausdauernden Männer mussten jagen und die schwächeren Frauen und Kinder beschützen (noch heute wirkt ja ein grossgewachsener, breitschultriger, muskulöser Mann «instinktiv» anziehend auf das andere Geschlecht, weil dieses Erscheinungsbild – freilich unbewusst! – Schutz und Sicherheit zu garantieren scheint!). Dass die Frauen nicht mit auf die Jagd gehen konnten und zuhause blieben, hat zumindest zwei biologische Gründe. Einmal waren sie während der Schwangerschaft sowie der daran anschliessenden relativ langewährenden Stillperiode nicht dazu in der Lage, zum anderen wurden sie von den Kindern ge-

braucht. Für den instinktreduzierten Menschen, der als «physiologische Frühgeburt» *(Portmann)* auf die Welt kommt und eine bedeutend längere, hilfebedürftige Jugendzeit durchlebt als selbst die höchstentwickelten Menschenaffen, ist, wie wir heute wissen, nicht allein die rein körperliche Betreuung wichtig. Eine mindestens ebenso bedeutsame Rolle für seine gesunde Entwicklung spielt z. B. der Hautkontakt des Babys mit der Mutter – und der ist nur im engsten Umkreis einer Behausung möglich, nicht während tagelanger Jagdstreifzüge oder kämpferischer Auseinandersetzungen mit anderen Menschenhorden. Es war demnach bei dieser natürlichen Rollenverteilung der Geschlechter überhaupt nicht erforderlich, dass der weibliche Organismus stärkere Knochen, kräftigere Muskeln und leistungsfähigere Kreislauf- wie Atmungsorgane entwickelte. Wir würden heute sagen: es herrschte keinerlei Selektionsdruck in dieser «männlichen» Richtung – ganz im Gegenteil. Die mütterliche Frau war als biologische Voraussetzung eines gesunden Gedeihens kommender Generationen Garant der Arterhaltung, weit mehr als der muskelstarke, jagende Mann.

Von der Emanzipation des Mannes zur Emanzipation der Frau

Die altsteinzeitlichen Jäger waren sich dieser überragenden Bedeutung der Frau durchaus bewusst und brachten ihr dementsprechend ganz besondere Hochachtung entgegen. Das geht allein schon aus der völlig unbedeutenden Rolle hervor, die der Mann als Objekt künstlerischer Darstellung bis zur mittleren Steinzeit (Mesolithikum) spielt. Nahezu ausschliesslich ist es der weibliche Körper, der entweder realistisch oder mit stark überbetonten femininen Merkmalen aus Elfenbein und Knochen geschnitzt, an Höhlenwänden oder auf Steinplatten gezeichnet wurde: das «rundlichsatte, vollbrüstige Mutteridol» *(Illies)*, wie es etwa die bekannte «Venus von Willendorf» repräsentiert. Daneben kennen wir aber auch ungemein zarte Frauenkopf-Schnitzereien wie etwa das ebenfalls sehr bekannte Köpfchen von Brassempouy oder entsprechende Ritzzeichnungen. Es wurden jedoch auch mehr abstrakte, symbolhafte Frauendarstellungen gefunden, die vermutlich als Amulette getragen wurden – ein deutlicher Hinweis auf die magischen, übersinnlichen Kräfte, die der Steinzeitjäger in den Frauen vermutete und verehrte. Aus dem Jungpaläolithikum sind durch die Ausgrabungen von Gönnersdorf am Rande des Neuwieder Bekkens neuerdings auch in Deutschland Ritzzeichnungen auf zahlreichen Schieferplatten bekannt geworden, die, wenn auch stark abstrahierend, dennoch ganz zweifellos nur junge Mädchen bei rituellen Tänzen, wahrscheinlich anlässlich von Initiationsfeiern, zeigen. Allen Zeichnungen fehlt der Kopf, und die Körper sind in einer eigenartigen Halbhocke angedeutet, wie sie auch heute noch von gewissen Primitivvölkern beim Kulttanz eingenommen wird. Diese Ausschliesslichkeit der weiblichen Darstellungen – Initiationsriten männlicher Jugendlicher sind in keinem einzigen Fall gezeichnet worden! – lässt darauf schliessen, dass die jungpaläolithischen Jäger von Gönnersdorf (um 11 000 v. Chr.) in einer mutterrechtlichen Gesellschaftsordnung lebten [21].

So steht, wie *Illies* bemerkt, aller Männerhochmut den Frauen gegenüber auf tönernen Füssen und ist keineswegs sehr alt. Denn wenn man in den alten Schichten der Menschheit gräbt, «gelangt man schon bald in Epochen, in denen die Frage nach dem Wert der Geschlechter radikal anders beantwortet wurde als heute. Jedes Volk, jede Kulturlinie hat viele Jahrtausende hindurch im Stande des Mutterrechts, des Matriarchats, gelebt. Alle Rechte und aller Besitz lag bei den Müttern. Von ihnen kam das Leben, das lehrte der Augenschein. Geheimnisvoll im Bunde mit dem Mond und seinen Rhythmen waren sie allein fruchtbar, sie allein auch Garantie für den eigenen Sieg über den Tod: für Wiedergeburt. Unsere germanischen Vorfahren waren so überzeugt davon, dass nur über die Töchter die Rückkehr der Alten in neues Leben möglich ist, dass sie deren Kinder die ‹Enkel› nannten (‹einin Kilin›) das heisst: die kleinen Ahnen»[22]. Diese uralte Vorrangstellung der Frau findet auch heute noch ein unbewusstes Zugeständnis in der altüberlieferten Sitte, dass besonders geachtete gesellschaftliche «Rollen» wie die des Richters, des Priesters oder Hochschullehrers (zumindest

bis zu den Studentenunruhen!) diese ihre Sonderstellung gerade durch spezifisch weibliche Amtstrachten, die Talare, unterstrichen!

Erst seit der mittleren Steinzeit scheint der Mann seine «Emanzipation» angestrebt zu haben. Jetzt erscheint er nämlich – freilich immer noch neben Frauen – auf den Felsbildern, nun nicht mehr länger in dunklen Höhlen, sondern im Freien, dem Sonnenlicht ausgesetzt, als Jäger mit Speer, Pfeil und Bogen dem Wild nacheilend. Dem Matriarchat folgte das Patriarchat, dessen Auswüchse heute wiederum eine gegenläufige Entwicklung begünstigen. Allerdings bestätigt die gegenwärtige Form der Frauenemanzipation die Männer, den angeblichen Mehrwert des Maskulinen, wie ihn die Zeit des Patriarchats despotisch proklamierte, mehr, als sie ihn verwirft. Es ist gewiss als ein bedauerlicher Misserfolg unserer Geschlechtererziehung *(Beiler)* zu verbuchen, wenn sich junge Mädchen heute nur «gleichberechtigt» (und damit irrtümlicherweise auch erst «gleichwertig») fühlen, wenn sie möglichst männlich auftreten und sich dementsprechend benehmen – von der demonstrativen Hosenmode über das nicht minder demonstrative Zigarettenrauchen bis hin zum lautstarken Motorradfahren u. a. m. Was *Illies* hierzu bemerkt, verdient uneingeschränkte Zustimmung: «Und sie bleiben verschieden, auch wenn sie sich heute noch so eifrig bemühen, durch gleichlange Haare, gleichenge Hosen und gleiche Schlacksigkeit aus der Entscheidung für ein Geschlecht auszubrechen. Wenn die jungen Mädchen nur wüssten, wie sehr sich jeder seelisch gesunde junge Mann nach einer echten, nach einer weiblichen Frau sehnt, und dass es nur ein Zeichen von angstbesetzter Scheu ist – eben von mangelnder Männlichkeit –, wenn er heute mit einem Wesen vorliebnimmt, das alle weiblichen Reize sorgfältig hinter der Fassade eines kumpelhaften Pseudo-Mannes verbirgt! Wenn die jungen Männer nur wüssten, wie sehr sich jedes seelisch gesunde junge Mädchen heute wie zu allen Zeiten nach einem männlichen Mann sehnt – nicht gerade nach einem Tarzan, aber doch nach einem festen, ritterlichen, geistig starken und selbständigen Partner . . .»[23]

Zweifellos bleibt es eine der bedeutsamsten Aufgaben schulischer Geschlechtererziehung, diese unbewusste geistige wie seelische Verwirrung und Verirrung behutsam zu lösen, ja dafür Sorge zu tragen, dass sie möglichst erst gar nicht um sich greift. Doch dies kann eben nur geschehen, wenn der besondere Wert jedes Geschlechts aus seiner – auch und gerade für das andere Geschlecht existenznotwendigen – Eigenart verständlich gemacht wird, die Gleichwertigkeit von Frau und Mann bei aller Ungleichartigkeit. Eine Erziehungsaufgabe, die nun freilich weit schwieriger ist als jene primitive «Aufklärung» über Anatomie und Physiologie der Fortpflanzungsorgane, auf die sich so bequemerweise viele minderwertige «Unterrichtshilfen» beschränken.

Literatur

[1] Scheu, U.: Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft. Frankfurt 1977.
[2] Ebd. / 13.
[3] Ebd. / 120.
[4] Vilar, E.: Der dressierte Mann. München 1976.
[5] Eibl-Eibesfeldt, I.: Der vorprogrammierte Mensch. Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten. Wien – München – Zürich 1973.
[6] Wolf, U.: Die Chromosomen bei gesunden und kranken Menschen. (In: Humanbiologie, Hrsg. H. Autrum und U. Wolf.) Heidelberg 1973/97.
[7] Murken, J. D.: Aggressivität als Problem der Genetik. (In: A. Plack, Hrsg.: Der Mythos vom Aggressionstrieb.) München 1973/128.
[8] Ebd. / 126.
[9] Höhn, H.: Genetische Aspekte der Geschlechtsdifferenzierung beim Menschen. (In: Humanbiologie a. a. O..) / 129.
[10] Engel, W.: Genetik und Intelligenz. (In: Humanbiologie, a. a. O.) / 116.
[11] Bilz, R.: Paläoanthropologie. Frankurt 1971/144.
[12] Scheu, U.: a. a. O. / 113.
[13] Ebd. / 90.
[14] Ebd. / 89.
[15] Tittel, K.: Beschreibende und funktionelle Anatomie des Menschen, Jena 1963/47.
[16] Eibl-Eibesfeldt, I.: Menschenforschung auf neuen Wegen. Wien – München – Zürich 1976.
[17] Draper, P.: Cultural Pressure on Sex Differences. Am. Anthropologist 2, 1975/610.
[18] Sbrzesny, H.: Die Spiele der Ko-Buschleute unter besonderer Berücksichtigung ihrer sozialisierenden Funktion. Monographien zur Humanethologie. München 1976.

[19] Eibl-Eibesfeldt, I.: a. a. O., Menschenforschung/ 19.
[20] Bilz, R.: a. a. O.
[21] Bosinksi, G. und Fischer, G.: Die Menschendarstellungen von Gönnersdorf der Ausgrabungen von 1968. Wiesbaden 1974.
[22] Illies, J.: Mann und Frau – Gegenpole? (In: H. Oesterreich, A. Knoop, J. Illies: Das Bild und die Rolle der Frau in der Geschlechtserziehung.) Köln 1976/37.
[23] Ebd. / 34.

Umschau

«Keine Gegner des politischen Systems als Lehrer»

Grundsätzliche Gegner der freiheitlich-demokratischen Ordnung sollen in der Schweiz nicht als Lehrer angestellt werden. Diese Auffassung vertritt der Bundesrat in einer Stellungnahme zu einer Einfachen Anfrage von Nationalrat Helmut Hubacher (SP, BS), die sich kritisch mit einer Rede von Bundesrat Rudolf Gnägi befasste. Der Bundesrat heisst die Tendenz dieser Rede gut. Bundesrat Gnägi hatte am 3. Dezember 1977 in Liestal vor der Kantonalkonferenz der basellandschaftlichen Lehrerschaft wörtlich erklärt, es wäre «widersinnig, grundsätzliche Gegner unseres politischen Systems damit zu betrauen, unsere heranwachsende Jugend über die politischen Institutionen der Schweiz aufzuklären». Nationalrat Hubacher hatte darauf den Bundesrat um eine Auslegung dieser Rede ersucht und gefragt, welche politischen Parteien, Gruppierungen oder Bürger Bundesrat Gnägi gemeint habe. Ob eine akute Gefahr der Beseitigung der demokratischen Ordnung bestehe und welche Gesinnung mit «unserem System» überhaupt vereinbar sei.

Verantwortung gefordert

In seiner Antwort beschränkte sich der Bundesrat auf die grundsätzliche Seite des Problems. Bundesrat Gnägi habe in seiner Ansprache gefordert, dass die Erziehung der heranwachsenden Schweizer Jugend zu einer menschlichen Grundhaltung führen und auf das Leben in einem nach freiheitlichen Grundregeln geordeten Staat vorbereiten solle. Der künftige Staatsbürger müsse wissen, dass diese Staatsordnung immer wieder verbessert und den Entwicklungen der Zeit angepasst werden könne. Die Lehrer ihrerseits müssten zum freiheitlich demokratischen Staat stehen, doch habe Bundesrat Gnägi ausdrücklich festgestellt, dass von ihnen «keine vorbehaltlose und unkritische Einstellung zum Staat verlangt werde, sondern dass die kritische Auseinandersetzung sogar eine Voraussetzung jeder gesunden Entwicklung sei». Andererseits habe Bundesrat Gnägi klar gemacht, dass Lehrer, «die unsere freiheitlich-demokratische Staatsordnung als solche ablehnen, kaum geeignet seien, junge Menschen zum Leben in diesem Staat zu erziehen». Auch der Gesamtbundesrat ist mit EMD-Chef Gnägi der Ansicht, «dass Lehrkräfte, die die gewaltsame Beseitigung unserer Staatsform anstreben, für den Lehrerberuf nicht geeignet sind. Von den Erziehern unserer Jugend muss verlangt werden, dass sie bereit sind, in den demokratischen Formen der politischen Auseinandersetzung an seiner gesunden Weiterentwicklung unseres Staates mitzuwirken».

Empfehlungen der Nordwestschweizerischen Erziehungsdirektorenkonferenz zur Musikerziehung in der Schule

Gestützt auf den Schlussbericht der Kommission Musikerziehung vom 20. Februar 1976 sowie auf das Ergebnis der Vernehmlassung empfiehlt die NW EDK den Mitgliedkantonen:

1. Den vom Schweizerischen Komitee zur Förderung der Schulmusik entworfenen Lehrplan als Richtlinie einzuführen und womöglich als verbindlich zu erklären.
2. Dem Musikunterricht auf allen Schulstufen der obligatorischen Schulzeit nach Möglichkeit zwei Wochenstunden einzuräumen.
3. Den Musik- und Zeichenunterricht während der Schulpflichtzeit in den auf die Maturität vorbereitenden Schulen (Gymnasium, Progymnasium, Bezirksschule etc.) mit durchgehend zwei Wochenstunden zu führen.
4. Musik oder Zeichnen als Wahlpflichtfach mit zwei Wochenstunden zu führen und das nichtgewählte Fach als Freifach anzubieten.
5. Bis zum Ende der Schulzeit (Matur/Diplom) Musik und Zeichnen als Freifach anzubieten.
6. Dem Musikunterricht mehr Beachtung zu schenken und dessen Niveau zu heben durch
   - entsprechende Anforderungen in musikalischer Hinsicht bei den Eintritts- und Abschlussprüfungen der Lehrerseminarien
   - bessere Koordination der musikalischen Ausbildung an den verschiedenen Lehrerseminarien
   - Fächerabtausch und Übernahme des Musikunterrichts durch musikalisch besser ausgebildete Lehrkräfte in Ausnahmefällen.